

Der Reidenmeister

Geschichtsblätter für Lüdenscheid Stadt und Land

Herausgegeben vom Lüdenscheider Geschichtsverein e. V.

Nr. 19

17. August 1961

Dr. Große Dresselhaus

Gottfried Kinkel und seine Freunde

Ein Bericht, der zu Altem einiges Neue, zu Bekanntem einiges Unbekannte bringen möchte

Als Professor Theodor Heuss im Jahre 1949 in Bonn zum Bundespräsidenten gewählt war, betrat er gleich nach der Wahl die hohe Freitreppe des Bonner Rathauses und sprach Worte des Grußes zu der auf dem Marktplatz versammelten Menge. Dabei erwähnte er, daß gut hundert Jahre zuvor von der gleichen Freitreppe ein junger Gelehrter gesprochen habe, die begeistertsten Ideale des 1848er Freiheitskampfes auf den Lippen, die schwarzrotgoldene Fahne in der Hand, die er eben noch der großen Menge vorausgetragen hatte, zu der er nun sprach: Gottfried Kinkel, Professor an der Universität Bonn. Nicht weit von ihm ein junger Bonner Student, der damals noch keinen Namen hatte, der aber mit seinem verehrten akademischen Lehrer Kinkel Namen und Ruf gewinnen sollte, jetzt noch sein Schüler, dann sein Freund und Befreier: Karl Schurz. Als Theodor Heuss diese beiden Männer nannte, durfte er damit rechnen, daß ihre Namen bekannt seien, nicht nur im Rheinland, das ihre Heimat war, sondern weit darüber hinaus. Wir wollen hier unsern Blick vor allem auf Kinkel richten, mit ihm treten dann andre Persönlichkeiten in unseren Gesichtskreis, die mit unserer Heimat verbunden sind. Es gibt über Kinkel ein reiches Schrifttum aus älterer und neuerer Zeit, wir folgen hier meistens den „Lebenserinnerungen“ von Karl Schurz, der die Schicksale seines Lehrers und Freundes in ergreifender Anschaulichkeit beschrieben hat. Kinkels Name ist geschrieben in unsrer vaterländischen Geschichte, die deutsche Literatur zählt ihn zu den Ihrigen und nennt seine epische Dichtung „Otto der Schütz“ als einstiges Lieblingsbuch der deutschen Jugend. Die evangelischen Gemeinden von Rheinland und Westfalen haben im Anhang ihres Gesangbuches das innige Abendlied von Kinkel „Es ist so still geworden, verauscht des Abends Wehn“... mit dem immer wiederkehrenden Ausklang: „Wirf ab, Herz, was dich kränket und was dir bange macht.“

Es ist nicht möglich und nicht nötig, die Lebensschicksale Kinkels in allen Einzelheiten wiederzugeben. Aber es wird uns möglich sein, Einzelnes beizutragen, das in der bisherigen Literatur nicht verzeichnet ist, das aber auf unsre Aufmerksamkeit rechnen darf. Wir werden an gegebener Stelle vermerken, wo wir es gefunden haben.

„Sein Schicksal schafft sich selbst der Mann“

Dieser Schlußvers von Kinkels Dichtung „Otto der Schütz“ ist zum „Geflügelten Wort“ geworden. Aber gerade bei Kinkel, der diesen männlichen Wahlspruch geschaffen hat, wird man fragen dürfen, ob nicht

sein Mannes-Schicksal eine Frau, seine Frau Johanna geborene Mockel, geschiedene Mathieux mitgeschaffen und weithin gestaltet hat¹⁾. Gottfried Kinkel war im Jahre 1815 zu Oberkassel bei Bonn als Sohn des dortigen Pfarrers geboren. Der Vater stammte aus Herborn, er starb im Alter von 81 Jahren zu Oberkassel. Die Mutter verlor Kinkel zwei Jahre vorher. Der hochbegabte Knabe bestand mit 16 Jahren eine glänzende Reifeprüfung. In Bonn, Berlin und dann wieder in Bonn studierte er Theologie. In Bonn erwarb er den Lizentiatengrad, die beiden theologischen Prüfungen legte er vor dem rheinischen Konsistorium in Koblenz ab. „Seine Prüfungen sind lange Zeit am Rhein“, so wird berichtet, „als ungewöhnlich ausgezeichnete fast sprichwörtlich gewesen.“ Der junge Gelehrte trat in die akademische Laufbahn ein und begann mit 22 Jahren Vorlesungen über die Zeitgeschichte des Neuen Testaments zu halten. Im Jahre 1838 verlobte er sich mit Sophie Bögehold, der Schwester seines Schwagers Bögehold. Er fand damit, so heißt es, einen ruhigen Ankerplatz seines Lebens, aber das Verlöbnis wurde später gelöst. Neben seiner akademischen Lehrtätigkeit versah Kinkel von 1840 bis 1841 das Amt eines Hilfspredigers in der evangelischen Gemeinde Köln. Seine spätere Gattin Johanna schreibt über diese seine Tätigkeit: „Als Prediger hatte er eine große Berühmtheit. Wenn er die Kanzel betrat, strömte das Publikum von allen Seiten, selbst manche Personen von anderen Ortschaften, herbei... Es kamen Männer, die in 20 Jahren keine Kirche mehr betreten und erst bloß durch seinen Ruf als Redner hineingelockt worden, später zu Tränen gerührt zu Kinkel und dankten ihm“²⁾.

Nach all diesen Erfolgen im akademischen Lehramt und im kirchlichen Dienst ist man verwundert zu hören, daß die Lebensgeschichte Kinkels nun vom „zweifelfinden und negierenden“ Kinkel berichten muß. Martin Bollert, der Kinkels Kämpfe um Beruf und Weltanschauung darstellt, leitet den Abschnitt über Kinkels Konflikt mit Kirche und Staat ein mit der Bemerkung, man sehe Brennstoff genug aufgehäuft, der nur auf den Funken zu warten scheine, um zum Feuer aufzufammen. Diesen Funken warf — ihr selbst unbewußt — Johanna Mockel, Kinkels spätere Gattin, hinein. Im Frühjahr 1839 lernte Kinkel auf einer Gesellschaft Johanna kennen, die seit einigen Wochen in Bonn bei ihren Eltern lebte, um die Scheidung von ihrem Manne zu betreiben, von dem sie schon sechs Jahre getrennt war. Am folgenden Tage machte Kinkel im Hause ihrer Eltern Besuch, später trafen sie sich öfter in einem Leseverein, sie kamen zu vertrauten Gesprächen, vor allem über religiöse Fragen zusammen. Johanna war katholisch.

Das Glaubensbekenntnis trennte sie, aber Kinkel fühlte sich vom ersten Augenblick an zu der geistvollen Frau mächtig hingezogen. Er nahm sich vor, sie aus ihrer inneren Zerrissenheit zu befreien, er wies sie hin auf Christus, sie las in den Schriften des Neuen Testaments und bemühte sich, dem katholischen Glauben schon länger entfremdet, im evangelischen Bekenntnis heimisch zu werden. Ihre Ehe mit dem Buch- und Musikalienhändler Mathieux in Köln wurde am 1. Mai 1840 geschieden, zu Anfang desselben Jahres hatte Kinkel sein Verlöbnis mit Sophie Bögehold gelöst. In der Öffentlichkeit gingen die Wogen der Entrüstung hoch. Die evangelische Gemeinde Köln entließ ihren Hilfsprediger Kinkel, für die Ev.-theologische Fakultät Bonn war der Privatdozent Kinkel nur schwer zu ertragen. Dem „vorzüglich talentvollen jungen Mann von reichen historischen Kenntnissen und nicht gewöhnlicher Kombinations- und Darstellungsgabe“ stellte sie ein gutes Zeugnis aus, aber, so mußte sie berichten „durch die in manchen Beziehungen sehr verfehlte Anknüpfung eines persönlichen Verhältnisses habe er sich seit kurzem in der öffentlichen Achtung des evangelischen Publikums geschadet“. Der Minister ließ Kinkel durch den Kurator der Universität in wohlmeinender Weise bemerklich machen, daß er wohl tun werde, sich einem anderen Lebensberufe zuzuwenden. Er kam damit dem eigenen Wunsche Kinkels entgegen, denn dieser konnte nunmehr als außerordentlicher Professor der Kunstgeschichte in die Philosophische Fakultät in Bonn eintreten³⁾.

Ein Freund Kinkels in Halver

Im Jahre 1842 schreibt Kinkel in seinem Tagebuch: Johanna entschloß sich, zu meiner Kirche überzutreten, und ich freute mich dieses Entschlusses. Er kam bei ihr aus Ueberzeugung, und dabei ersparte er mir den übereilten und gewaltsamen Bruch mit meiner Lebensstellung. Im Herbst 1842 kam mein Freund, der Pfarrer Evertsbusch aus Westfalen, zu einem Besuche zu mir. Er hatte jene Freiheit der religiösen Ansicht behauptet, die mir ihn auf der Universität so wert machte, und nach einem längeren Gespräch mit Johanna erklärte er sich bereit, sie in die protestantische Kirche aufzunehmen. Wir verschwiegen dieses Vorhaben streng Mitten im Winter fuhr Johanna hinüber, ohne daß ein Mensch die Sache ahnte, und kehrte als Protestantin zurück.

Die Biographen Gottfried und Johanna Kinkels nennen zwar den Namen des Pfarrers Evertsbusch, vor dem der Uebertritt Johannas erfolgte, aber den Ort seiner Wirksamkeit geben sie nicht an. Es ist Halver, und in der Kirche zu Halver ist am

10. Dezember 1842 Johanna Mathieux geb. Mockel in die Evangelische Kirche aufgenommen worden. Mein langjähriger Amtsbruder und väterlicher Freund Pastor D. Ewald Dresbach erwähnt zwar in seiner „Chronik der Kirchengemeinde Halver“ die Tatsache des Uebertritts der Johanna Mathieux geb. Mockel aus Bonn, die „bald darauf die Gemahlin des Dichters Gottfried Kinkel wurde“ (S. 144), aber der eigentlichen Kinkel-Forschung ist sowohl der Ort, wie auch das Datum des Uebertritts unbekannt geblieben. Pastor Evertsbusch hat über die Aufnahme ein ausführliches Protokoll niedergeschrieben, das hier im Wortlaut folgt:

Halver, am 10. Dezember 1842.

Am heutigen Tage des Morgens um 9 Uhr versammelte sich das Presbyterium auf vorherige Einladung des Präses zu einer außergewöhnlichen feierlichen Handlung. Johanna, geschiedene Ehefrau Mathieux, geborne Mockel aus Bonn, geboren 8. Juli 1810, Tochter des Herrn Gymnasiallehrers Peter Joseph Mockel, und der Mariane Lamm, beide noch lebend in Bonn — eine Katholikin, welche zur evangelischen Kirche überzutreten entschlossen war, sollte an diesem Tage in Gegenwart des Presbyteriums in dieselbe aufgenommen werden. Der Pfarrer Evertsbusch hatte vorher bei dem Herrn Superintendenten Schirmer unter dem 15. September d. J. die Erlaubnis dazu nebst näherer Instruktion erbeten und unterm 28. September zufolge Reskripts des hochwürdigen Konsistoriums vom 21. dess. M. zum Bescheide erhalten, daß der Aufnahme nichts im Wege stehe, sofern er sich überzeugt habe, daß der Uebertritt aus lauterer Beweggründen geschehe und daß die Proselytin mit den Grundsätzen der evangelischen Kirche wohl bekannt und von der Wahrheit derselben überzeugt sei. Die Aufnahme müsse, wenn nicht vor der versammelten Gemeinde, doch vor dem Presbyterio geschehen. Das Glaubensbekenntnis könne die Proselytin auch schriftlich ablegen, jedoch müsse sie dasselbe mündlich bekräftigen.

Demzufolge wurde heute vormittags 9 Uhr vor versammeltem Presbyterio die Handlung eröffnet. Der Pfarrer Evertsbusch hielt eine Rede, worin er die Bedeutung dieses Schrittes und das Wesen, den Geist der protestantisch-evangelischen Kirche in kurzen Zügen auseinandersetzte, die Proselytin nach Jerem. 31, 3 darauf hinwies, daß die Liebe Gottes es sei, die durch diesen Schritt sie näher zu sich hinziehe und sie ermahnte, sich durch nichts von dieser Liebe Gottes in Christo Jesu scheiden zu lassen.

Die Proselytin las hierauf ein von ihr selbst verfaßtes, ausführliches Glaubensbekenntnis vor, welches die Versammlung mit Teilnahme anhörte, indem daraus klar hervorging, daß die Verfasserin von den katholischen Lehren völlig abgewandt und den protestantischen entschieden zugetan sei. Nachdem diese Vorlesung beendet war, legte ihr der genannte Pfarrer folgende Fragen vor:

1. Ist das Ihr Glaube, und ist es Ihre richtige Ueberzeugung, die Sie bewegt, von der katholischen zur evangelischen Kirche überzutreten, so bekräftigen Sie solches hier vor Gott und dieser christlichen Versammlung mit Ihrem Ja! Die Gefragte antwortete: Ja!
2. Ist es auch Ihr heiliger Entschluß, Ihrem Glauben als eine evangelische Christin in einem würdigen Wandel zu betätigen, dem Erlöser lebenslang nachzufolgen, Gott zu lieben von ganzem Herzen und Ihren Nächsten als sich selbst und gewissenhaft die Mittel zu benutzen, um sich im wahren Christentum zu stärken? Die Gefragte antwortete: Ja, wenn mir Gott seinen Beistand schenkt.
3. Wollen Sie all diese Gelübde und Versicherungen mit Jesu heiligem Abendmahl bekräftigen? Die Gefragte antwortete: Ja!

Darauf nahm sie der Pfarrer in die evangelische Kirche auf und erteilte ihr die Befugnis, an allen Segnungen und Rechten derselben teilzunehmen. Er legte der Knienden die Hände auf und sprach einen Segenswunsch über sie. Zum Schlusse noch einige kräftige Worte und ein Gebet nebst dem Segen. Nach beendigter Feier zog sich das Presbyterium in die Sakristei zurück und fertigte der Uebergetretenen ein Attest über die Aufnahme aus *).

Die „schwedische Gräfin“ in Halver

Das Geheimnis dieses Uebertrittes war, wie in Bonn verabredet, offenbar auch in Halver streng gehütet worden. Um so eifriger arbeiteten Gerücht und Gerede. Eine schwedische Gräfin, so hieß es, solle nach Halver kommen. Doch niemand wußte Näheres über diese „interessante Erscheinung“. Aber die zunächst geheimnisvolle feierliche Handlung hat ihren nachhaltigen Eindruck lange bewahrt. Noch vierzig Jahre später konnte die damalige Halversche Zeitung, als die Nachricht vom Tode Gottfried Kinkels bekannt geworden war, auf das Interesse und auf die Erinnerung ihres Leserkreises rechnen, indem sie an die Tatsache jenes Uebertrittes erinnerte. Am 18. November 1882 schrieb sie: Eine bedeutsame traurige Nachricht meldet uns der Telegraph aus Zürich von gestern: Gottfried Kinkel ist infolge eines Schlaganfalles, welcher ihn vorgestern getroffen hatte, gestorben. Der berühmte Dichter von „Otto der Schütz“ hat die Augen zum ewigen Schläfe geschlossen. Ein tatenreiches, sturm- und drangvolles Leben ist beendet. ... Er wäre wahrscheinlich für immer protestantischer Geistlicher geblieben, wenn nicht seine Verheiratung mit der geschiedenen Frau des Buchhändlers Mathieux (Johanna Mockel, der später ebenfalls berühmt Gewordenen) unter den Theologen Bonns, wo er zuerst wirkte, soviel Aergernis hervorgerufen hätte, daß er es vorzog, aus der theologischen Karriere auszuscheiden.

Besonders interessant dürfte für die Leser unsrer Zeitung die Mitteilung sein, daß der Akt des Uebertrittes der Johanna Mockel von dem katholischen zum protestantischen Glaubensbekenntnis in hiesiger Kirche unter dem damaligen Pfarrer Evertsbusch sich vollzog. Einige unsrer Bürger erinnern sich noch heute mit Vergnügen der interessanten Erscheinung, der „schwedischen Gräfin“ als welche die Fremde infolge der rücksichtsvollen Diskretion, die Herr Evertsbusch seinem Freunde Kinkel und dessen Verhältnis zu der Dame widmete, unserer neugierigen Bürgerschaft galt. Zu gern hätten diese das Inkognita der Fremden gelüftet gesehen,

und in Scharen strömten denn auch am Tage des öffentlichen Uebertrittes, der mit gottesdienstlicher öffentlicher Handlung erfolgte, die Wißgierigen der Kirche zu. In fließender schwingvoller Sprache trug auf die Aufforderung des Geistlichen die Dame ihr Glaubensbekenntnis vor. — Erst eine geraume Weile nachher, als Johanna Mockel bereits Kinkels Gattin war, lüftete sich für unsre Bürgerschaft der Schleier, der auf der Fremden bisher geruht.

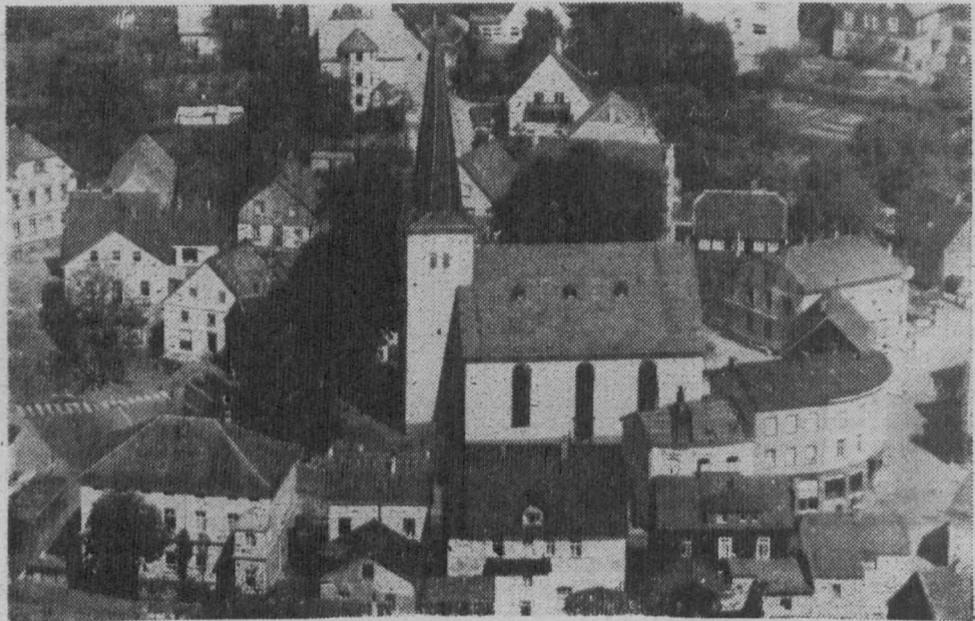
Ihre Berühmtheit verdankt Johanna Kinkel dem eigenen praktischen Schaffen, aus dem noch bei ihren Lebzeiten „Erzählungen von Johanna und Gottfried Kinkel“ entstanden. Nach ihrem Tode erschien das Werk von ihrer Hand „Hans Ibeles in London“, welchem das Flüchtlingsleben als Motiv dient. Zudem war sie der phantasievolle begeisternde Genius ihres Mannes. Die vielen Anfeindungen, denen Kinkel, wie schon gesagt, ausgesetzt war, veranlaßten ihn zur Aufgabe seiner pfarramtlichen Tätigkeit. ...

In Bonn fand am 22. Mai 1843 die Trauung von Gottfried Kinkel mit Johanna geb. Mockel statt.

Kinkels Freund Pastor Evertsbusch²⁾ blieb in Halver sechs Jahre. 1845 folgte er einem Rufe nach Altena. Während seiner Tätigkeit in Altena wurde er zum Mitglied der Nationalversammlung in Frankfurt berufen. Er hatte gar nicht daran gedacht, die Gemeinde Altena zu verlassen, da wurde er im Jahre 1851 durch die auf ihn gefallene Pfarrwahl überrascht, die ihn nach Lüdenscheid berief. Er folgte dem Rufe und wurde in der großen Gemeinde Lüdenscheid auf das freudigste aufgenommen. Er blieb dort nur zwei Jahre und trat im Jahre 1854 in Lennep eine Pfarrstelle an, wo ihm noch 34 Jahre gesegneter Wirksamkeit beschieden waren, zuletzt in der Stellung des Superintendenten der dortigen Kreissynode und dann als Präses der Rheinischen Provinzialsynode. Er war Ehren doktor der Theologischen Fakultät zu Bonn. In Lennep ist er am 18. Februar 1888 gestorben. Seine Tochter Frau Ida Hager hat mir vor Jahren mitgeteilt, ihr Vater sei von der Universität her mit Gottfried Kinkel befreundet gewesen, später aber habe die Verbindung zwischen den beiden Freunden ganz aufgehört. Vielleicht war das durch die ganz andersartige politische Entwicklung Kinkels verursacht. Von dieser Entwicklung Kinkels werden wir nun hören. Wir sind der Zeit vorausgeeilt, und es gilt, nach Bonn und in die vierziger Jahre zurückzukehren.

Das Jahr 1848

Wir dürfen annehmen, daß in den Jahren, die auf Kinkels Vermählung folgten, sich seine familiären und wirtschaftlichen Ver-



Evangelische Kirche in Halver

hältnisse mehr und mehr klärten und festigten. Da brach das Jahr 1848 mit seinen Stürmen über Land und Volk herein⁶⁾. Der Student Karl Schurz saß nichtsahnend eines Morgens hinter seinen Büchern, da stürzte ein Freund zu ihm herein und überfiel ihn mit der Frage: Da sitzt du?! Und dann hörte er, was in Frankreich geschehen war, und fortan ergossen sich täglich von allen Seiten Nachrichten wie ein brausender Strom auf die Bevölkerung, auf die Jugend zumal. In der kleinen Universitätsstadt Bonn fand am 18. März eine Massendemonstration statt. Eine große Volksmenge sammelte sich zu einem feierlichen Zuge durch die Straßen der Stadt. Die angesehensten Bürger, nicht wenige Professoren, eine Menge Studenten und eine große Zahl von Handwerkern und anderen Arbeitern marschierte in Reih und Glied. An der Spitze des Zuges trug Kinkel eine schwarzrotgoldene Fahne. Auf dem Marktplatz angekommen, bestieg er die Freitreppe des Rathauses und sprach zu der versammelten Menge. Er sprach mit wunderbarer Beredsamkeit in den vollsten Orgeltönen seiner Stimme von der wiedererstehenden deutschen Einheit und Größe und von der Freiheit und den Rechten des deutschen Volkes, die von den Fürsten bewilligt und vom Volke erkämpft werden müßten. Und als er zuletzt die schwarzrotgoldene Fahne schwang und der freien deutschen Nation eine herrliche Zukunft voraussagte, da brach eine Begeisterung aus, die keine Grenzen kannte.

Aber auf den Rausch der Begeisterung sollte eine Zeit banger Erwartung folgen. Das akademische Leben ging einigermaßen ungestört weiter, Vorlesungen wurden gehalten und gehört. Auch Kinkel hielt sie. Aber daneben nahm ihn das politische Leben stark in Anspruch. Ein demokratischer Verein wurde gegründet, Kinkel war der Führer, die demokratische Bonner Zeitung trat ins Leben, Kinkel wurde ihr Schriftleiter, Schurz sein Gehilfe. Nach dem Zweikammersystem wurden sofort die Kammern berufen. Kinkel wurde für die zweite Kammer gewählt und mußte bald darin seinen Sitz einnehmen. Frau Johanna begleitete ihn nach Berlin. Beide Eheleute erstatteten in regelmäßigen Beiträgen der Bonner Zeitung Bericht.

„Nun Kind, was soll ich dir von Berlin mitbringen!“

Es trifft sich merkwürdig, daß Frau Kinkel uns neben dieser öffentlichen Korrespondenz ganz persönliche, fast intime Einblicke in ihre Häuslichkeit und ihre Lebensverhältnisse im bewegten Jahre 1848 hinterlassen hat. Es handelt sich dabei um Briefe, die sie an Karl Kinkel, einen Halbbruder ihres Mannes schrieb. Karl Kinkel war Verwalter eines Blaufarbwerkes bei Werden gewesen, später Kaufmann in Barmen, zuletzt lebte er als einsamer Junggeselle in Hillnhütten bei Hilchenbach, wo er 1877 im Alter von 77 Jahren starb. Gottfried hatte für seinen Bruder die Verwaltung des Vermögens übernommen. Als dieses dann zurückging, schob er wohl seinem Bruder die Schuld zu und zögerte, ihm Generalquittung auszustellen. Gottfried Kinkel scheint den Briefwechsel mit seinem Bruder abgebrochen zu haben. Da übernimmt es Frau Johanna, dem Schwager freundlich von ihrem häuslichen Leben, von ihren Ansichten und Aussichten zu berichten, manchmal nicht ohne Humor, immer auch der Generalquittung gedenkend. Kinkel steht auf der Höhe seiner Erfolge, aber sein Leben ist nicht ohne Gefahr. Vier Kinder sind dem Elternpaare geboren, auch sie hören schon von den politischen Fragen der Zeit und verstehen sie auf ihre kindliche Art. Niemand hätte anschaulicher und mütterlicher uns Einblick in ihre Häuslichkeit geben können, als hier eine besorgte und sorgende Mutter es tut. Wir hören Frau Johanna in drei Briefen, die im Siegerlande auf uns gekommen sind⁷⁾.



Gottfried Kinkel

Karl Schurz

Bonn, 20. Aug. 1848.

Lieber Schwager!

Wir haben längst erwartet, Sie einmal wieder bei uns zu sehen. Die ganze Gestalt der Welt hat sich seither so verändert, daß auch jeder einzelne Mensch dadurch einen Wandel seines Schicksals und seiner Aussichten gewärtigen muß. Was uns insbesondere die nächste Zeit bringen kann, ist sehr rätselhaft. Vielleicht haben Sie schon gehört, daß Gottfried mitten in der lebhaftesten Bewegung steht und das Haupt mehrerer Vereine ist. Er hat eine starke Partei für sich, aber auch natürlich viele Feinde... Gottfried, dessen Zeit jetzt durch die Redaktion der neuen Bonner Zeitung (die er übernommen hat), ganz ausgefüllt ist, trägt mir auf, Sie nochmals daran zu erinnern, ihm baldigst Generalquittung auszustellen, da es ihn beunruhigt, daß diese Sache nach so langer Frist noch immer nicht geordnet ist. Ferner wünscht er sehr, von dem Aufbewahren Ihrer Leinwand und des Bettzeuges entbunden zu sein, da wir, wenn es hier Unruhen gibt, gar nicht mehr dafür stehen können. Wir sind in ein kleines Haus vor dem Sterntor gezogen und haben bei unserer stark vermehrten Familie so wenig Platz, daß wir einen Teil Ihrer Sachen auf der Josephstraße bei meinen Eltern unterbringen mußten, wo es neulich im Nebenhause gebrannt hat. Es soll Ihnen alles aufs beste verpackt zugesandt werden, wenn Sie mir die Gelegenheit angeben, durch welche ich es schicken soll, (falls Sie nicht vorziehen, es selbst abzuholen). Um baldige Uebersendung der Quittung, wie auch um Antwort wegen Ihrer Sachen bitte ich ebenfalls sehr dringend.

Wir haben jetzt vier Kinder, die mit großer Freude ihren noch unbekanntem Onkel begrüßen würden. Gottfried grüßt Sie von Herzen, ebenso voll Liebe und Achtung Ihre Schwägerin Johanna Kinkel.

Bonn, 9. Februar 1849.

Lieber Herr Schwager!

Am vorigen Montag ist unser Gottfried zum Deputierten gewählt worden. Es war ein großer Volksjubel, als diese Wahl verkündet wurde. Eine ungeheure Menschenmasse, die ihm dies Resultat verkündigen wollte, begegnete ihm, als er eben ins Kolleg gehen wollte. Sie hatten eine Fahne geholt, um ihn feierlich in die Wahlmännerversammlung zu führen. Des Abends kamen sie mit Fackeln und Musik vor unser Haus und brachten ihm ein tausendstimmiges Hoch. Als Gottfried am anderen Morgen sein junges Gottfriedchen fragte: „Nun, Kind, was soll ich Dir von Berlin mitbringen?“, da antwortete der kleine Frevler: „Eine Republik, Papai!“

Unsere Kinder sind diesen Winter ganz gesund geblieben, dies erhöht sehr das Glück unseres Familienlebens. Auch werden sie täglich lieber und artiger. Gottfried bittet Sie, sich doch endlich die kleine Mühe zu geben, ihm seine Generalquittung auszustellen. In so zweifelhaften Zeiten wie die jetzigen ist es ihm doppelt wichtig, seine Verhältnisse gründlich geordnet zu wissen.

Hält an Ihrem Wohnort niemand unsere Zeitung? Mir dünkt, es müßte Ihnen doch interessant sein, in derselben Ihres Bruders Wirkungskreis zu verfolgen. Oder ist Ihre Gegend so königsfreundlich und volksfeindlich gesinnt, daß gar keine Aussicht für unseres Blattes Verbreitung da wäre? Ich packe ein paar Blätter hier mit bei zu Ihrer eigenen Erbauung und weiteren Verbreitung.

In der Hoffnung, Sie bald gesund und fröhlich wiederzusehen, grüßt Sie nebst dem Mann und den vier Kindern

Ihre treue Schwägerin Johanna Kinkel.

Bonn, 6. Mai 1849.

Lieber Schwager!

Wir sind seit einigen Tagen von Berlin zurückgekehrt und einstweilen mit unserer ganzen Familie in meinem elterlichen Hause einquartiert, bis sich irgend eine feste Veranlassung einstellt, wo wir für die nächste Zeit bleiben, und was aus uns wird. So viel scheint jetzt schon gewiß, daß ein allgemeiner europäischer Krieg und Umsturz aller alten Verhältnisse in Aussicht steht. Umso wichtiger erscheint es mir, daß wir so viel wie möglich unsere Privat-Angelegenheiten ordnen, ehe die Verwirrung im öffentlichen Leben uns daran hindert. Ich wiederhole also nochmals meine Bitte, daß Sie sich endlich zu der kleinen Mühe entschließen, uns die Generalquittung auszustellen. Mich quält dieses Versäumnis um der Kinder willen, denen ich keine Verlegenheiten und Unklarheiten hinterlassen möchte. Nebst vielen Grüßen meines Mannes, der keine Zeit zum Selbstschreiben hat, empfehle ich mich Ihnen zum freundlichen Andenken

Johanna Kinkel.

Auf nach Siegburg zu den Waffen!

Wir beachten, daß der letzte der hier wiedergegebenen Briefe das Datum des Mai 1849 trägt. Frau Johanna konnte nicht ahnen, daß so bald schon, noch im gleichen Monat Mai, eine schwere entscheidende Wendung in ihrem und ihres Gatten Leben eintreten sollte. Die Begeisterung des Jahres 48 war stark abgeflaut. Kinkel, aus Berlin zurückgekehrt, galt in Bonn als der anerkannte

demokratische Führer. Nun mußte entschlossen gehandelt werden, es galt vor allem, die Landwehr zu organisieren und sie mit Waffen zu versehen, so wie das in Düsseldorf, Iserlohn und Elberfeld geschehen war. Kinkel zögerte keinen Augenblick, diesen Dienst zu übernehmen. Waffen waren in den verschiedensten Zeughäusern aufgespeichert, die Landwehren mußten sie sich aneignen und unter ihren eigenen Führern gegen die preußische Regierung Front machen. Das nächste Zeughaus befand sich in Siegburg, ein paar Stunden von Bonn⁸⁾. Ein militärischer Führer fand sich in der Person des ehemaligen Artillerieleutnants Fritz Anneke, der von Köln herüberkam. An Landwehrlenten fehlte es nicht, sie strömten aus der Stadt Bonn selbst und aus der Umgegend zusammen. Kinkel hielt seine letzte Vorlesung und sprach dann zur Versammlung der Landwehrlente. Mit glühenden Worten, so berichtet Schurz, fachte er die vaterländischen Gefühle seiner Zuhörer an, er ermahnte sie dringend, zusammen zu bleiben, da jetzt die Stunde des entscheidenden Handelns gekommen sei. Bald werde er, so versprach er am Schluß seiner Rede, wieder unter ihnen sein, um im Augenblick der Gefahr ihr Schicksal mit ihnen zu teilen. Für die kommende Nacht wurde der Marsch nach dem Siegburger Zeughaus festgesetzt. Eine Fähre bei Beuel, die fliegende Brücke, sollte dem Unternehmen rechtzeitig zu Dienst sein. Schurz hielt sich in der Nähe auf und empfing die laufenden Nachrichten von Elberfeld und den demokratischen Vereinen der Umgegend über die Aktions-Bereitschaft. Es war ihm klar, daß, wenn irgendwelche Früchte der Revolution gerettet werden sollten, jetzt alles gewagt werden müsse.

Man hätte denken können, daß seine Eltern zu dem jungen Studenten nach besorgter Eltern Art etwa gesprochen hätten, die politische Begeisterung habe zu nichts geführt, er möge nun sehen, daß er sein Studium zu Ende führe. Nichts von alledem. Seine Eltern waren immer für ein einiges Deutschland gewesen, der Vater gehörte dem demokratischen Verein an, die edle Natur der Mutter hatte immer dem, was sie für Recht hielt, mit Begeisterung angehangen. So konnte er annehmen, daß seine politischen Anschauungen auch die der Eltern waren. Er sagte ihnen, was geschehen solle, und es kam ihnen nicht unerwartet, als sie hörten, er werde an dem gefährvollen Unternehmen sich persönlich beteiligen. „Freilich ruhten alle ihre Hoffnungen für die Zukunft auf mir. Ich sollte im Kampf ums Dasein die Stütze der Familie sein. Aber ohne eines Augenblicks Zaudern und ohne ein Wort der Klage gaben sie alles hin für das, was sie für eine Pflicht der Ehre und des Patriotismus ansahen. Wie eine der spartanischen Frauen oder der römischen Matronen holte meine Mutter mit eigener Hand meinen Säbel aus der Ecke und gab ihn mir mit der einzigen Ermahnung, ich solle ihn ehrenhaft führen.“ Von seinem Elternhause an der Koblenzer Straße warf er noch einen Blick auf den Rhein, „jene Aussicht, die an Lieblichkeit in der ganzen Welt ihresgleichen sucht“.

Auch Gottfried Kinkel nahm von seiner Frau und seinen Kindern Abschied, sicherlich kein leichter Abschied von einem Kreise und aus einer Stellung, die er mühsam und unter Opfern errungen hatte. Er schritt in die Versammlung der Landwehrlente im Römer zu Bonn, mit einer Muskete bewaffnet. In eindrucksvoller Weise kündigte er seinen Zuhörern an, was in der folgenden Nacht geschehen solle und was er zu tun entschlossen sei. Niemand drängte er, sich dem gefährvollen Unternehmen anzuschließen.

Die Fähre bei Bonn brachte die Scharen über den Rhein, Kinkel war unter ihnen, die Muskete auf der Schulter. Einige waren zu Pferde, die meisten zu Fuß, die Mehrzahl bewaffnet, auch Schurz hatte eine Kugelbüchse, aber ohne passende Munition. Der Führer Anneke hielt eine Ansprache, und dann ging es in der Dunkelheit der Nacht schweigend auf Siegburg zu.

Eine halbe Stunde waren sie marschiert, da wurde gemeldet, die Bonner Dragoner seien hinter ihnen her. Der Zug beeilte sich auf diese Kunde, vor den Dragonern bei Müldorf über die Sieg zu kommen und dann den Dragonern den Uebergang über die Sieg zu versperren. Aber das mißlang, die Dragoner waren schneller. Anneke riet seinen Leuten, sie sollten auseinander gehen, wer aber weiter kämpfen wolle, der solle den Weg nach Elberfeld oder nach der Pfalz einschlagen, wie er es tun werde. Die meisten zerstreuten sich darauf in den umliegenden Kornfeldern, andere blieben an den Straßenrändern stehen, die Dragoner ritten ruhig auf Siegburg zu. Karl Schurz sah das alles

mit einem Gefühl tiefer Beschämung ob dieses kläglichen Ausgangs. Kinkel war in der Finsternis nicht zu finden. Mit zwei Freunden machte sich Schurz nun auf den Weg nach Elberfeld, wo er auch am anderen Tage gut ankam. Aber er sagte sogleich zu einem der beiden Freunde: Hier ist nichts, ich gehe nach der Pfalz. Es bedrückte ihn dabei besonders das Gefühl, daß alle Aufstandsversuche in Preußen fehlgeschlagen seien und daß die preußische Regierung nun ihre ganze Macht gegen die Aufständischen in Baden und in der Pfalz einsetzen könne. Dahin wollte er nun ziehen, einsam und allein nahm er rheinaufwärts seinen Weg nach Mainz.

„Wir geborenen Preußen hatten die beste Aussicht, standrechtlich erschossen zu werden“

War es der sichere Weg in das Verderben für einen Landflüchtigen, den die Obrigkeit verfolgte? Zeitweise hatte Schurz selbst dieses Gefühl, in dem ihn Freunde mit ihren düsteren Voraussagen noch bestärkten. Aber gleich zu Beginn seines weiten Weges hatte er doch eine besondere Freude: in Mainz erfuhr er von einem Mitgliede des dortigen demokratischen Vereins, daß Kinkel denselben Weg gekommen sei und daß er weiter nach der Pfalz wolle. Bald hörte er, daß Kinkel nach Kaiserslautern, der revolutionären Hauptstadt der Pfalz, gegangen sei. Dort fand er denn auch Kinkel sogleich und mit ihm den militärischen Führer des Siegburg-Unternehmens Fritz Anneke, beide in bester Stimmung. Ueberhaupt fand er dort eine fröhlich leichte Auffassung der Dinge, ganz im Unterschiede von dem Ernst, mit dem er selber sie sah, hier ging es nach dem Motto: „Fröhliche Pfalz, Gott erhalte.“ Die Bevölkerung der Pfalz stand für die Reichsverfassung auf gegen den König von Bayern, der sie ablehnte. Die Volksbewegung sollte hauptsächlich durch preußische Truppen unterdrückt werden. Kleinen Truppenkörpern gelang es nicht, der pfälzischen Bewegung Einhalt zu tun. Als unterdes durch den Aufstand des Volkes und der Armee in Baden die Lage viel ernster zu werden begann, machte die preußische Regierung ein paar Armeekorps mobil und bereitete einen förmlichen Kriegszug vor. Man hätte, so meint Schurz, in der Pfalz unschwer ein Armeekorps von 20—25tausend Mann bilden können, denn es fehlte nicht an Freiwilligen, aber es fehlte an Waffen, und man konnte nur darauf verweisen, die Freiwilligen möchten sich, so gut es ginge, mit Sensen und Spießen bewaffnen. Der Waffenmangel blieb eine drückende Sorge der provisorischen Regierung. So hatte man denn in der Pfalz nach schwächerer Arbeit nicht mehr als 6—7000 Mann zum großen Teil schlecht bewaffneter und durchweg schlecht disziplinierter Truppen zusammengebracht.

In Baden stand es viel besser. Ein wohl ausgerüstetes Armeekorps von etwa 1500 Mann hatte sich der Volksbewegung angeschlossen, die Festung Rastatt mit ihren Vorräten war in den Händen der Aufständischen. Schurz erhielt in Kaiserslautern ein Leutnantspatent, Kinkel tat Dienst als Sekretär der provisorischen Regierung. Im Juni 1849 kam es zu Kämpfen mit den Preußen, ohne Schwertstreich wurde die Pfalz ganz aufgegeben, ihre Truppen zogen sich auf badisches Gebiet zurück und marschierten nach Karlsruhe. Im Verlaufe der nun einsetzenden Kämpfe wurde Schurz in die Festung Rastatt entsandt, um dort seinen Vorgesetzten Anneke zu erwarten. Er fand ihn nicht, aber er hörte von einem Offizier, die Festung sei von den Preußen ganz eingeschlossen und er werde nicht mehr hinauskommen. Nun kam ihm seine Lage wie ein unheilvolles Schicksal drückend zum Bewußtsein. Zwar fand er freundliche Aufnahme bei Rastatter Wirtsleuten, auch war es ein Glück, daß sein Bursche Adam, ein junger pfälzischer Volkswwehrmann, mit in die Festung

gekommen war. Aber wie er auch seine Lage ansehen mochte, sie war fast verzweifelt.

Unter diesen Umständen konnte sich die Festung nur eine beschränkte Zeit halten. Und dann? Kapitulation. Und dann? Wir würden den Preußen in die Hände fallen... Wir geborenen Preußen hatten die beste Aussicht, standrechtlich erschossen zu werden, besonders diejenigen, die wie ich, schreibt Schurz, „gerade in den militärdienstpflichtigen Jahren standen.“ Die Belagerung war nicht ohne Aufregung, und diese entstand besonders dann, wenn das Artilleriefeuer einsetzte. Aber die Beschießung war offenbar nicht so ernst gemeint und richtete nicht viel Schaden an. Eine Wende trat hier ein, als ein preußischer Parlamentär in die Festung kam, der sie zur Uebergabe aufforderte und zugleich bekanntgab, daß die badisch-pfälzische Armee auf Schweizer Gebiet übergegangen sei und nicht mehr bestehe. Darauf wurde der Oberstleutnant Corvin beauftragt, sich von der Richtigkeit der Tatsachen zu überzeugen. Er kehrte zurück und bestätigte sie. In dem Gewirr der nun laut werdenden Stimmen gab ein ehemaliger preußischer Soldat, der in der Pfalz Offizier geworden war, den Rat, man möge die Festung sofort übergeben. „Wir Preußen“, so fügte er hinzu, „müssen ja wahrscheinlich so wie so sterben.“ Karl Schurz war von der Wahrheit dieser Worte überzeugt. Er dachte dabei an seine Eltern, die so viel von ihm erwartet hatten, denen er die Stütze des Alters sein sollte und die nun alle ihre Hoffnungen zertrümmert sähen. Es drängte ihn, einen Brief an sie zu schreiben, der wohl der letzte sein würde, darin dankte er ihnen für all ihre Liebe und Sorge mit der Versicherung, daß er, wenn er sterben müsse, einen ehrenwerten Tod sterben werde.

In diesen schweren Gedanken kam ihm plötzlich ein Einfall. Vor wenigen Tagen hatte er auf seinen Beobachtungsgängen einen unterirdischen Abzugskanal für das Straßenwasser bemerkt, der aus dem Innern der Stadt unter den Festungswerken her ins Freie führte. Wie ein Lichtblitz kam ihm die Erwägung, ob es nicht möglich sein würde, durch diesen Kanal zu entkommen. Sein Entschluß war schnell gefaßt, er wollte es versuchen. Sein treuer Bursche Adam sagte: „Ich verlasse Sie nicht, Herr Leutnant.“ Da sah er einen Offizier namens Neustädter vorbeigehen, der früher in der preußischen Artillerie gedient hatte. Er war auf dem Wege zu seiner Batterie, um die Waffen zu strecken. Schurz sagte zu ihm: „Die Preußen werden Sie totschießen. Gehen Sie doch mit mir, wir versuchen, davon zu kommen.“ Neustädter hörte den Plan und sagte: „Gut, ich gehe mit Ihnen.“

In Eile besorgte nun Adam etwas Brot, Wein und Wurst. Pistolen nahm man unter die Kleider, Schurz dazu noch einen kurzen Karabiner unter seinen Radmantel. Bald war man an der Mündung des Kanals, es war am 23. Juli mittags.

Ein Weg durch schaurige Tiefe

Wir müssen nun möglichst genau in den Einzelheiten der Schilderung von Schurz folgen, denn nur er, der sie erlebt hat, kann sie so spannend und fast beängstigend wiedergeben⁹⁾. Der Kanal war eine von Ziegelsteinen gemauerte Röhre, in der sie halb gehen, halb kriechen mußten. In einiger Entfernung von einander fanden sich regelmäßig enge Luftschachte, die etwas Tageslicht einließen. Hier rasteten sie und streckten sich von dem gebeugten Gehen. Sie fanden auch ein Brett, das, zwischen die Kanalwände geklemmt, als Bank diente. In der Nacht wollten sie den Kanal durch die Ausgangsmündung verlassen, um dann von dem Dorfe Steinmauern aus über den Rhein an das französische Ufer zu gelangen. Indessen hörten sie über sich die Preußen in die Stadt einmarschieren, vor allem aber hörten sie es regnen und zwar so stark, daß das niedrige Wasser im Kanal stieg und mit der Heftigkeit eines Gießbaches durch den Kanal schoß. Es überflutete die kümmerliche Bank der Gefährten und reichte ihnen schon bis an die Brust. Auch gewährten sie lebendige Wesen, die mit großer Rührigkeit um sie her krabbelten. Es waren Wasserratten. „Wir müssen hinaus“, sagte Schurz, „oder wir ertrinken.“ Aber als sie sich dann vorwärts arbeiteten, kamen sie an ein eisernes Gitter, das den Weg versperrte, es gab auch nicht nach, als sie daran zitterten, wie etwa ein Gefangener an seinen Gitterstäben zerrt. Zum Glück aber stellten sie fest, daß es nicht ganz bis auf den Boden reichte, sondern etwa anderthalb bis zwei Fuß davon abstand. Also zwängten sie sich darunter her, mit dem ganzen Körper durch das unheimliche Wasser kriechend. Eben waren sie hindurch, die Mündung des Kanals nahe bei, da drohte neue Gefahr: sie hörten die „Halt Werda-Rufe“ der preußischen Wachtposten, die offenbar durch irgendwelche Geräusche aufmerksam geworden waren. Kein Gedanke, daß sie ihren Kanal hätten verlassen und nach dem Dorfe Steinmauern hätten entkommen können. Also zurück in die schaurige Höhle, zunächst wieder unter dem Gitter her und dann auf die Bank, wo sie überlegten und von ihren geringen Vorräten etwas aßen und tranken. Seit ungefähr zwölf Stunden im Wasser, waren sie nicht nur durchnäßt, sondern auch eiskalt. Der treue Bursche Adam äußerte einen Gedanken, der in dieser Not ein rettender Gedanke sein konnte: „In der Stadt habe ich eine Base, ihr Haus ist nicht weit vom Eingang des Kanals, wir könnten uns da in der Scheune verbergen.“ Wenn dort nun aber ein preußischer Wachtposten stünde, so meinte Schurz, dann säßen sie im Kanal zwischen zwei feindlichen Schildwachen. Aber es sollte geraten, die drei Gefährten verließen den Kanal und erreichten die Scheune. Auf dem darin lagernden Heu streckten sie sich erschöpft zum Schläfe aus.

Aber die Base erschrak, als sie die Drei erblickte, sie fürchtete mit Recht, daß sie durch diese Soldaten in der badischen Revolutionsuniform ins Unglück komme. Denn sie hatte jeden Augenblick preußische Einquartierung zu erwarten. Eben war diese eingedrückt und hatte sich zum Frühstück hingesezt, da konnten die drei Getreuen den Augenblick benutzen, um sich hinter Brennholz und Gebüsch zu verbergen. Dennoch aber schien ihre Lage verzweifelt, sie wollten auch fast verzweifeln und sich bei den Preußen als Gefangene melden.

Da sollte ein einfacher Mann ihr Retter werden. Schurz hatte ihn mit einer Säge vorbeigehen sehen und hatte sich ihm anvertraut. Er wurde nicht enttäuscht. Der Arbeitsmann zeigte ihnen einen Verschlag unter dem Dach eines Schuppens, in dem die Drei nebeneinander bequem liegen konnten. Unter ihnen hatten die Soldaten ihre Pferde eingestallt, eine gefährliche Lage. Eine andere Not kam hinzu: es fehlte an Speise

und Trank. „Nun lagen wir still wie Tote“, berichtet Schurz. Rings von feindlichen Soldaten umgeben, sahen sie alle Aussicht auf Hilfe immer mehr entschwinden. Drei Tage und zwei Nächte waren sie ohne Nahrung. Da wagte es Neustädter, der Kleinste und Leichteste von den Dreien, das enge Lager zu verlassen und sich nach draußen zu begeben, um die Verbindung mit einem Nachbarhaus aufzunehmen und etwas Nahrung zu besorgen. Er brachte Brot und einen Apfel mit, vor allem aber das Versprechen des Nachbarn, daß er zu ihnen kommen und ihnen helfen werde. Und wirklich kam er, Lebensmittel in einem Korbe bei sich tragend. Die preußischen Wachtposten, so berichtete er, seien nicht mehr draußen. Er selbst war zu aller Hilfe bereit. Schurz bat ihn, er möge nach dem Dorfe Steinmauern gehen und sich dort nach einem Kahn umsehen, mit dem sie in der kommenden Nacht über den Rhein zu gelangen hofften. In ihre bange Spannung hinein fiel das Knattern einer Gewehrsalve in einiger Entfernung. „Was ist das?“ flüsterte Neustädter, „da erschießen sie wohl einen“. Es konnte in der Tat wohl so scheinen, es sind auch in Rastatt viele erschossen worden¹⁰⁾, doch begann das Erschießen, wie die Drei hernach erfuhren, erst einige Tage später. Inmitten

„Der Schwerenotsjunge“, sagte Vater Schurz

In Selz hörten sie zum erstenmal, daß Kinkel in einem Gefecht bei Rastatt von den Preußen gefangen genommen sei. In einem Gefecht an der Murglinie war er durch eine feindliche Kugel verwundet, zu Boden gestürzt und den angreifenden Preußen in die Hände gefallen. Nun habe man ihn, so hieß es, in eine der Rastatter Kasematten gesteckt, um ihn von einem Kriegsgericht aburteilen und dann erschießen zu lassen. Diese Nachricht erschütterte Schurz so tief, daß er der wiedergewonnenen Freiheit kaum froh werden konnte. Er teilte seinen Eltern seine Rettung mit und machte sich nach Straßburg auf, um dann in die Schweiz zu gelangen, wo schon Anneke und andere Freunde sich aufhielten. Wäre er noch ein paar Tage in Selz geblieben, so hätte er dort seinen Vater getroffen. Schurz hatte ja am Tage vor der Uebergabe von Rastatt seinen Eltern geschrieben in der Erwartung, daß er mit der Besetzung in Gefangenschaft geraten werde. Der Vater hatte sich nun gleich nach Rastatt aufgemacht, um seinen Sohn noch einmal zu sehen. Seinen Sohn fand er dort nicht, wohl aber fand er Kinkel im Gefängnis. Als dieser Vater Schurz erblickte, meinte er, daß auch der Sohn dort sei. „Was“, rief er aus, „auch Karl hier? O weh, ich glaube ihn sicher in der Schweiz.“ Einstweilen blieben die beiden in der Ungeklärtheit und drückten sich in stillem Schmerz die Hände. Bald aber erfuhr Vater Schurz von Rastatter Bürgersleuten, es seien mehrere Flüchtlinge aus Baden drüben über den Rhein in Selz. Wenige Stunden später war er dort und hörte nun die ganze Geschichte von der abenteuerlichen Flucht seines Sohnes, der nach Straßburg weitergezogen sei und wahrscheinlich nach der Schweiz wolle. Er brach in Freudentränen aus und sagte ein übers andre Mal: „Der Schwerenotsjunge, nun muß ich schnell heim, um es der Mutter zu erzählen.“ Wie gern wäre er wohl nach Straßburg dem Sohne nachgefahren, aber er konnte kaum hoffen, ihn dort noch zu treffen, so kehrte er ohne Verzug nach Bonn zurück. Karl Schurz trennte sich in Straßburg von seinem treuen Burschen Adam, mit Neustädter wanderte er zunächst in die Schweiz, wo dann auch diese beiden sich trennten. Schurz suchte in der Schweiz seine anderen Freunde zu treffen, vor allen Anneke. Er fand ihn nicht, in seiner Einsamkeit und Mittellosigkeit konnte er sich kaum

all der preußischen Soldaten und ihrer Posten sollte ihr Plan doch geraten. In abendlicher Stunde verließen sie einer nach dem andern ihr Versteck, Vorsichtig schlüpfen sie in den wohlbekanntem Kanal. Sie stießen auf ihre alte Bank und ruhten ein wenig aus, das Gitter war in seinem alten Zustand, sie krochen durch und sahen bald einen hellen Schein, der ihnen zeigte, daß der Ausgang ins freie Feld vor ihnen lag. Die Postenkette war verschwunden, „das Welschkornfeld lag vor uns, ein leiser Pfiff von unserer Seite wurde sogleich beantwortet, und unser Mann trat aus dem Korn hervor“.

In weniger als einer Stunde hatten sie das Dorf Steinmauern erreicht. Hier lag der Kahn bereit, in dem Augustin Löffler, ein Koblenzer, sie über den Rhein fuhr. Der hilfreiche Freund wanderte nach Rastatt zurück. Die drei Flüchtlinge wurden von dem Bootsmann in einem dichten Weidengebüsch an Land gesetzt und erwarteten, auf Baumstümpfen sitzend, das Tageslicht. Sie waren aber auf einer Insel gelandet und fühlten sich erst sicher, als sie von französischen Zollbeamten nach dem kleinen Dorfe Münchhausen geholt wurden. „Wir sahen schauerhaft aus, vier Tage und Nächte hatten wir mit durchnästen Kleidern in Wasser, Schlamm und Staub gewatet und gelegen. Unsere Haare waren von Schmutz an einander geklebt und unsere Gesichter kaum zu erkennen.“

einer bedrückenden Stimmung erwehren. Aber diese Stimmung verflog bald, als er dort seinen Bonner Freund Strodthmann traf, der ihm einen Brief von seinen Eltern und viele Briefe von seinen Universitätsfreunden brachte. Ihnen allen hatte sein Entkommen aus Rastatt freudigste Aufregung bereitet.

Die beiden Freunde machten sich auf den Weg nach Zürich, und als sie dort einfuhren, standen am Halteplatz des Postwagens, — als hätten sie Schurz erwartet — Anneke und die anderen Freunde, die er auf seiner Irrfahrt so lange gesucht hatte. Keiner von ihnen hatte in der Schweiz von seinem Entkommen aus Rastatt etwas gehört, wie groß war ihr Erstaunen, als sie ihn nun wohlbehalten vor sich sahen.

Alle Pläne, mit denen Schurz an seine weitere Zukunft dachte, erhielten eine Wende, als wieder das Schicksal seines Freundes Kinkel in sein Leben eingriff. Mit tiefem Mitgefühl hatte er davon gehört, einem Ruf um Hilfe glaubte er sich nicht entziehen zu können. Kinkel erschien am 4. August vor einem Kriegsgericht in Rastatt, das aus preußischen Offizieren bestand. Todesurteile waren damals an der Tagesordnung, und es unterliegt wohl keinem Zweifel, daß Kinkels Verurteilung zum Tode gewünscht und erwartet wurde. Aber anstatt zum Tode wurde er zu lebenslänglicher Festungshaft verurteilt. Mit diesem Urteil war die preußische Regierung unzufrieden, weil es zu milde sei. Es hieß, Kinkel solle vor ein neues Kriegsgericht gestellt werden. Das geschah nun zwar nicht, aber General v. Hirschfeld, der General der Operationsarmee am Rhein, gab am 30. September 1849 bekannt, der ehemalige Professor und Wehrmann in den Freischaren Gottfried Kinkel aus Bonn sei statt zur Todesstrafe nur zu lebenslänglicher Festungshaft verurteilt worden. Der König habe befohlen, daß Kinkel die Festungsstrafe in einer Zivillanstalt verbüßen müsse. Demgemäß wurde die Abführung des Verurteilten nach dem Zuchthause angeordnet, was der General zur öffentlichen Kenntnis brachte¹¹⁾. Dieses Urteil rief weiterhin Entrüstung hervor auch bei denen, die Kinkels politische Ansichten nicht teilten und die sein Handeln mißbilligten. Viele sahen darin eine grausame Willkür, die über den Wahrspruch des Kriegsgerichts hinaus Kinkel nicht nur bestrafen, sondern beschimpfen und unter den

Auswurf der Menschheit verweisen wollte. Er wurde zunächst in das badische Gefängnis zu Bruchsal und von dort in das Zuchthaus zu Naugard in Pommern eingeliefert. Dort kam er am 8. Oktober 1849 an. In der grauen Flüchtlingsjacke mußte er seine Tage mit Wollspulen verbringen, am Sonntag mußte er seine Zelle scheuern. Es sollte mit dieser Strafe noch nicht genug sein, denn noch war nicht über den Zug nach dem Siegburger Zeughaus verhandelt, und es hieß, man wolle Kinkel im Frühjahr 1850 nach Köln bringen, um ihn wegen der Siegburger Sache vor Gericht zu stellen und weiter zu bestrafen. Im Februar schrieb Frau Johanna Kinkel an Schurz und schilderte die entsetzliche Lage ihres Mannes und den Jammer der Familie. Ihr Schreiben war aber

nicht nur Klage und Verzweiflung, sondern es streifte behutsam auch den mutigen Gedanken an eine Befreiung Kinkels. Man hatte auch schon wieder Gelder für diese Befreiungspläne gesammelt, aber es fehlte der Mann, der das Wagestück unternehmen würde. Schurz verstand die nicht ausgesprochene Frage, ob er dieser Mann sein würde, das Freundesherz drängte ihn auch dazu. Mehr und mehr reifte in ihm der Plan. Mit aller Vorsicht schrieb er in diesem Sinne an Frau Kinkel. Von seinem Vetter Heribert Jüssen in Lind bei Köln ließ er sich dessen Paß schicken, da die Personalbeschreibung auch auf ihn paßte. So verschwand er Mitte März ohne Abschied von Zürich zu weiteren Plänen und Taten.

Herren, statt des Fallbeiles, mit dem heute ein rheinischer Staatsanwalt im Bunde mit dem Gesetze des französischen Tyrannen uns bedroht, würden wir aus Ihren Händen heute die Bürgerkrone fordern für unser Haupt". Die einen unter den Zuschauern staunten, die anderen bewunderten den Mut der Rede, alle aber hatten das Gefühl, daß Kinkel nun alle Hoffnung auf eine Milde rung der ihm bereits auferlegten Strafe verwirkt habe. Aber was nun folgte, so berichtet Schurz weiter, überwältigte die Zuhörer in ungeahnter Weise.

„Mit voller Schärfe“, so fuhr Kinkel fort, „steht jener 10. Mai noch vor mir, denn dieser Tag, an dem ich, bis dahin ein hochbeglückter Mann, von all meinem Lebensglück scheid, er ist mit den glühenden Nadeln des Schmerzes in meine Seele begraben. Der Sturm jener drangvollen Zeit riß mir Stück um Stück von meinem Herzen weg, doch um 5 Uhr stand in mir noch kein Entschluß fest. Ich ging in meine Universität, hielt ruhig und gelassen wie immer meine Vorlesung, es war die letzte. Um 6 Uhr trafen die Nachrichten ein aus Elberfeld und Düsseldorf, sie schlugen zündend in meine Brust. Ich fühlte, daß für mich die Stunde da sei, wie die Ehre gebot, zu handeln. Aus der Versammlung ging ich in meine Wohnung, um Abschied zu nehmen. Ich nahm Abschied von dem Frieden meines Hauses, von dem Amte, das ich zwölf Jahre, wie ich glaubte, verwaltet hatte, nahm Abschied von dem Weibe, an dessen Besitz ich schon einmal meine Existenz gesetzt, Abschied von meinen schlafenden Kindern, die nicht träumten, daß sie in dieser Minute ihren Vater verloren. . . In dieser Stimmung betrat ich die Rednertribüne, in dieser Stimmung mahnte ich jeden ab, dessen Herz nicht fest wie das meinige — und aus dieser Rede macht die Anklage eine unmittlere Aufreizung. Glauben Sie nicht, meine Herren, als wollte ich durch Rührung Sie überwältigen und Ihr Mitleid erwecken. Ja, ich weiß es, und die Begründungen des Jahres 1849 haben mich darüber belehrt, daß Ihr Schuldig ein gewisses Todesurteil in sich schließt. Aber trotzdem begehre ich Ihr Mitleid nicht. . . Die Leiden, die ich trage, sind so fürchterlich, daß Ihr Spruch mich nicht schrecken kann. Man hat über das Maß der mir zuerkannten Strafe hinaus meine Haft gesteigert, durch die grauenvolle Einsamkeit der Isolierzelle, in deren öde Stille kein Trompetenton der kämpfenden Welt draußen, kein Liebesblick treuer Freunde dringt. Man hat einen deutschen Schriftsteller und Lehrer, der in mehr als einer Brust die Flamme des Geistes und der Schönheit entzündet, man hat ein mitteilbares Herz dazu verdammt, seelenloser Zeugsarbeit, in Versagung aller geistigen Hilfsmittel, langsam hinzusterben. Der Giftmischerin, dem entsetzlichen greulichen Verbrecher, sobald einmal über seinem Haupte das Wort der Begründung erscholl, wird es vergönnt, die Luft seines Rheinlandes zu atmen, das Wasser seines grünen Stromes zu trinken — diese 14 Tage haben es mich gelehrt, welche Seligkeit schon Luft und Licht der Heimat sind! Mich aber hält der ferne, trübe, kalte Nord, und nicht einmal hinter dem Gitter ist es mir vergönnt, die Tränen meines Weibes, zu sehen und in die Aurikelaugen meiner Kinder zu blicken. Ich begehre Ihr Mitleid nicht. . . Der Mann, den man vor diese Schranken der Feigheit zu ziehen wagte, hat im letzten Jahre dem Tode in seinen verschiedensten Gestalten so oft, so nahe, so kaltblütig ins Auge gesehen, daß auch die Guillotine ihn nicht besonders mehr erschütterte. Mein Recht verlange ich von Ihnen. . . Ich habe gesprochen, nun richten Sie.“

Augenzeugen haben Karl Schurz den Eindruck dieser Worte geschildert. Zuerst lauschte die Zuhörerschaft in fast atemloser Stille. Aber es währte nicht lange, bis die Richter auf ihren erhöhten Sitzen, die Ge-

Der nächtliche Wandersmann

Bei seinem eiligen Aufbruch aus Zürich hatte Karl Schurz nur die Nachricht hinterlassen, er wolle in Deutschland viele Vertrauenspersonen besuchen und sich von ihnen Auskunft erteilen lassen über den Stand der Dinge bei ihnen. Sein Weg führt ihn durch das Großherzogtum Baden, an Rastatt vorbei, dann besuchte er eine Reihe von Städten wie Wiesbaden, Kreuznach, Birkenfeld und Trier, überall fand er Gesinnungsgenossen, mit denen er neue Verbindungen anknüpfte. Die Mosel hinunter kam er nach Koblenz, von dort gedachte er, die Nachtpostkutsche nach Bonn zu benutzen. Vorsichtig, wie immer, verließ er in Godesberg die Postkutsche und ging den Rest des Weges zu Fuß, denn hier in der Nähe der Heimat fing die Fahrt an, gefährlich zu werden. Das Haus seiner Eltern lag etwas außerhalb des damaligen Bonn an der Koblenzer Straße. Gegen drei Uhr morgens war er am Elternhause. Bei all seinen Wegen zu Lande und im Wasser hatte er nicht den Haustürschlüssel verloren, den er als Student gebraucht hatte. Mit ihm öffnete er die Hintertür und stand plötzlich im Schlafzimmer seiner Eltern. Sie schliefen beide tief. Er setzte sich eine Weile still hin und weckte sie, als das erste Frühlicht ins Zimmer fiel. Welch ein Erstaunen der Eltern, welche Freude, die ihm bald folgte. Nur die notdürftigste Auskunft konnte er über sein Kommen geben, nur mit Mühe konnte er den Vater davon überzeugen, daß seine Anwesenheit mit der größten Sorgfalt geheim gehalten

werden müsse. Ganz zufällig kam an dem Morgen auch Frau Johanna Kinkel zu seinen Eltern, und er konnte mit ihr ein Gespräch unter vier Augen führen. Aber es dauerte nicht lange, da hatten schon zu viele Freunde von seinem Kommen erfahren, und er hielt es für geraten, von Bonn zu verschwinden. Vorher hatte er sich Frau Kinkel gegenüber bereit erklärt, sich der Befreiung Kinkels zu widmen, wenn sie das Unternehmen ganz in seine Hände legen wolle. Nun kam Heribert Jüssen, dessen Paß und Namen er führte, mit seinem Fuhrwerk nach Bonn herüber und brachte ihn während der Nacht nach Köln. Der Abschied von Eltern und Geschwistern war hart, er hatte sie, wie die Züricher Freunde, in dem Glauben gelassen, daß er im Auftrage des Züricher Komitees in Deutschland weile. Von seinen eigentlichen Vorhaben wußte nur Frau Kinkel. Er sah „das tiefste Geheimnis für eine Bedingung des Gelingens an“. Von Köln fuhr er mit einem Nachtzug über Aachen nach Brüssel und von dort nach Paris. In Köln wurde nun der Prozeß gegen die am Zuge nach Siegburg Beteiligten verhandelt, am 13. April langte Kinkel von Naugard her in Köln an. Am 29. April begann der Prozeß gegen zehn Personen, die angeklagt waren, daß sie die Verfassung hätten umstürzen und einen Bürgerkrieg hätten erregen wollen. Vier der Angeklagten waren in den Händen der Regierung, die sechs anderen waren auf flüchtigem Fuß, unter ihnen Fritz Anneke und Karl Schurz.

Ein Schwurgericht in Köln

Eine ungeheure Menge war um das Gerichtsgebäude in Köln versammelt, wo sie Kinkel erwartete. Die Behörden hatten große Vorbereitungen getroffen, um jeden Befreiungsversuch zu vereiteln. Eine starke Kavallerietruppe begleitete mit gezogenen Säbeln den Wagen, in dem Kinkel zum Gerichtshof fuhr. Als die Menge ihn erblickte, begrüßte sie ihn mit donnernden Hochrufen. Dieser Zuruf des Volkes gab ihm den Mut, erhobenen Hauptes durch die Reihen der Soldaten in den Gerichtssaal zu schreiten. Hier hatte sich seine Frau schon frühmorgens einen Platz gesichert, den sie dann jeden Tag des Prozesses einnahm. Der Staatsanwalt beantragte gegen Kinkel die Todesstrafe, die Zeugen und die Verteidiger hatten geendet, da nahm am 2. Mai Kinkel selbst zu seiner Verteidigung das Wort. Die Erwartung der Versammelten, ja die des ganzen Volkes, war aufs höchste gespannt. Die Verteidigungsrede, die Kinkel damals gehalten hat, ist nicht im Raume des Gerichts verklungen und vergessen, sie ist durch den Druck weit verbreitet und gelesen worden. So kann auch Karl Schurz eingehend über sie berichten¹²⁾.

Die Rede begann mit einer Schilderung der politischen Lage nach der März-Revolution von 1848. Kinkel gab zu, die Waffen ergriffen zu haben, er erklärte seinen Rich-

tern gegenüber, daß er glaube, daran recht getan zu haben. Er nannte sich einen Sozialisten, und das bedeutete für ihn, daß „sein Herz sich zu den Armen und Unterdrückten in seinem Volke gehalten und nicht zu den Reichen und Gewaltigen in dieser Welt.“ Er bekannte sich zum Grundsatz der Revolution. „Denn uns winkte ein großes Ziel. Hätten wir gesiegt, so retteten wir unserm Volk den Frieden mit sich selber, die Einheit des Vaterlandes“. Er erklärte, wie er in diesem Kampfe sich nicht gescheut habe, mit Leuten ohne Bildung und von zweifelhaftem Ruf sich zu verbinden, denn nie sei „eine Weltidee dadurch geschändet worden, daß die Zöllner und Sünder sich zu ihr bekannten. Aber den Bürgerkrieg wollten wir entzünden? Wer wagt das zu behaupten? Ja, wenn das alles wahr wäre, was die Anklage uns Schuld gibt, wenn wir uns bewaffnet hätten, ein Zeughaus zu stürmen, wenn wir den Bürgern Waffen gegeben hätten zu einer solchen Erhebung, selbst dann würden wir nach einer Niederlage Unglückliche sein, aber Strafbare keineswegs. Wir hätten es getan, um nicht den Bürgerkrieg zu wecken, sondern um den Bürgerkrieg zu hindern, den gräßlichen Bürgerkrieg, der die Iserlohner Landwehr in den Tod trieb gegen die deutschen Schützen. Hätten wir gesiegt, bei Gott, meine

schworenen, die dichtgedrängten Bürger im Saal, der Staatsanwalt, der die Anklage geführt, die Gendarmen, welche die Angeklagten bewachten, die Soldaten, deren Bajonnette an der Tür blinkten, in Schluchzen und Tränen ausbrachen. Erst mehrere Minuten, nachdem Kinkel seine Rede geschlossen, fand der Gerichtspräsident seine Fassung und seine Stimme wieder, um die Prozedur weiter zu führen. Die Geschworenen brachten sofort ihren Wahrspruch ein, er lautete: „Nichtschuldig“. Da erhob sich im Saal ein donnernder Jubelruf, der von der draußen versammelten Menge aufgenommen in den Straßen der Stadt weithin widerhallte. . . Die anderen Angeklagten konnten nun frei ihres Weges gehen, aber Kinkel wurde, von Bewaffneten umschlossen, in den Wagen gebracht und unter den Hochrufen des Volkes und den Trommelwirbeln der Soldaten wieder ins Gefängnis zurückgebracht, denn er hatte ja noch die ihm früher zuerkannte Strafe abzubüßen. Seines Bleibens war nicht mehr in Köln. Aber er kam auch nicht wieder in das Zuchthaus zu Naugard, vielmehr hatte die Regierung verfügt, daß er nach Spandau verbracht

werden solle, vielleicht weil sich schon in Naugard zu viel menschliche Sympathien für Kinkel gebildet hatten, diese weite Reise sollte Kinkel nicht, wie die Bevölkerung allgemein erwartet hatte, mit der Eisenbahn, sondern in einem Kutschwagen zurücklegen, wobei zwei Gendarmen seine Begleiter waren. Unter ihrem Geleit gelangte er nach Spandau, wo das Tor des Zuchthauses sich hinter dem Unglücklichen schloß. Als die Aufregung über den Kölner Prozeß sich etwas gelegt hatte, wagte es Schurz, von Paris nach Deutschland zurückzukehren. Er besuchte mehrere Plätze in Rheinland und Westfalen und nahm in Braunschweig an einer Zusammenkunft der demokratischen Führer teil. Anfang August kam er wieder nach Köln und hatte dort eine Zusammenkunft mit Frau Kinkel. Von ihr hörte er, man habe die zur Befreiung ihres Mannes gesammelte Summe schon um ein Beträchtliches vermehrt, ja Schurz hielt sie für ausreichend, um nun ans Werk gehen zu können. Das Geld wurde zunächst nach Berlin, an eine vertrauenswürdige Persönlichkeit geschickt, von der Schurz es zur gegebenen Zeit in Empfang nehmen sollte.

stehe, die es ermögliche, einen guten Vorschlag für die Versorgung von Brunés Familie im Falle der Entdeckung zu machen. Er könne auch mit seiner Familie nach Amerika befördert werden, aber das lehnte Brune ab. Die Einigkeit der beiden „Landsleute“ war hergestellt. Das Geld nahm Schurz in Berlin von einer mit Frau Kinkel befreundeten Dame in Empfang.

Aber wohin sollte die Fahrt gehen, wenn sie gelang? Die Schweiz, Frankreich und Belgien waren zu weit. Man mußte die Seeküste erreichen und nach England entfliehen. Aber die Häfen von Bremen und Hamburg mußte man meiden, die Eisenbahn durfte man nicht benutzen, da blieb nur Rostock, das mit Wagen am schnellsten zu erreichen war. Dort lebte ja auch ein einflußreicher Freund, der hervorragende Anwalt und Präsident des Abgeordnetenhauses Moritz Wiggers. Wenn man um Mitternacht Spandau verließ, konnte man vor Tagesanbruch an der mecklenburgischen Grenze sein und der Verfolgung durch preussische Polizei entgehen. Aber die ganze Reise mußte im einzelnen vorbereitet werden. Schurz machte sich auf, um für die ganze lange Wegestrecke Pferde und Wagen zu gewinnen, es konnten natürlich nur Privatfuhrwerke sein, am besten von den Besitzern selbst gefahren. Er fand überall große Bereitwilligkeit. Von Spandau aus würde der Gutsbesitzer Hensel selbst die erste Strecke mit seinen besonders schnellen Pferden fahren.

Eine gewagte Fahrt nach Berlin

Noch hatte Schurz den auf Vetter Heribert Jüssen lautenden Paß. Mit diesem kam er ohne Schwierigkeiten seitens der Polizei am 11. August in Berlin an. Bald traf er mit einigen Universitätsfreunden zusammen. Ihnen gab er Auskunft über seine Person, aber nicht über sein Geheimnis. Der Polizei galt er als ein Student wie die anderen auch. Mehrere Personen waren dort von Frau Kinkel als zuverlässig empfohlen worden, er prüfte sie alle sorgfältig, aber nur einem vertraute er sein Geheimnis an. Das war der Arzt Dr. Falkenthal, der vielleicht sogar an dem geplanten Wagstück teilnehmen könnte. Johanna Kinkel kannte ihn und hatte mit ihm Briefe gewechselt. Dr. Falkenthal wiederum brachte ihn mit dem Gastwirt Krüger zusammen, für dessen Zuverlässigkeit er sich verbürgte. Er nahm in Spandau eine sehr geachtete Stellung ein. Krüger bot Schurz sein Haus als „Hauptquartier“ seines Unternehmens an. Aber Schurz übereilte nichts und ging auch hier ganz vorsichtig zu Werke. In dem damals noch kleinen Spandau konnte die Anwesenheit eines Fremden mehr auffallen als in Berlin. So wohnte er lieber in Berlin, ging bei Einbruch der Nacht zu Fuß durch das Brandenburger Tor und nahm in Moabit oder Charlottenburg ein Lohnfuhrwerk, aber jedesmal ein anderes. An eine gewaltsame Befreiung Kinkels war in der mit Soldaten gefüllten Festung Spandau nicht zu denken. Es mußte versucht werden, die Mithilfe von Zuchthausbeamten zu gewinnen. Zwei junge Männer wurden ins Vertrauen gezogen, Poritz und Leddihn, sie sollten Schurz mit einem Zuchthausbeamten in Verbindung bringen, von dem sie glaubten, daß er am leichtesten zugänglich sein würde.

„Dieser Teil des Geschäftes“, so gesteht Schurz, „war mir sehr zuwider, aber was hätte ich nicht tun mögen, um den so schmachlich mißhandelten Freund und Freiheitskämpfer aus den Banden tyrannischer Willkür zu retten?“ Der Anfang schien günstig. Schurz berichtete einem Gefangenewärter, den die beiden jungen Leute ihm zuführten, von dem Elend, in dem Kinkel sich hier im Zuchthaus befände. Ob es nicht möglich wäre, ihm etwas kräftige Kost zukommen zu lassen. Der Wärter war zu dieser Mithilfe bereit, Schurz gab ihm zur Beschaffung der Lebensmittel eine Zehntaler-Note. Der Wärter war zu weiterer Beschaffung bereit, Kinkel gab ihm wieder die gleiche Note, dazu einen kleinen Zettel für Kinkel mit den Worten: „Deine Freunde sind treu. Halte dich aufrecht“. Er bat, den Zettel mit einem Worte des Dankes in Kinkels Handschrift zurückzubringen. Der Zettel kam tatsächlich, und Schurz glaubte nun,

einen Schritt weiter gehen zu dürfen. Aber nur die blasse Andeutung des Geplanten jagte dem Beamten einen Schrecken ein, er war nicht der Mann, den Schurz gebrauchen konnte. Auch mit zwei weiteren Beamten kam er nicht zurecht, sie zogen sich jedesmal zurück, wenn er die entscheidende Frage stellte. Aber er verlor nicht die Geduld. Zunächst verließ er einmal wieder Berlin und fuhr nach Hamburg, wo er mit seinem Freunde Strottmann zusammentraf. Aber noch vor Ende September kehrte er wieder zurück und nahm in Moabit bei Dr. Falkenthal Quartier. In Spandau, so hörte er, war alles ruhig und sein Geheimnis war gewahrt geblieben. Seinen wahren Namen kannten nicht einmal Dr. Falkenthal und Gastwirt Krüger, für sie war er Heribert Jüssen. Die nächtlichen Fahrten nach Spandau nahm er nun wieder auf, aber es wollte ihm nicht gleich gelingen, den richtigen Mann unter den Zuchthausbeamten zu finden, denn auch der vierte lehnte ab. So mußte er fast fürchten, daß die Liste der Unterbeamten des Zuchthauses nahezu erschöpft sein könnte.

Der „Landsmann“ aus Westfalen

Lange würde Schurz also nicht mehr suchen können. Aber das brauchte er auch nicht. Die Spandauer Freunde machten ihn mit dem Gefangenewärter Brune bekannt¹³⁾. Sogleich empfing Schurz von ihm einen günstigen Eindruck. Auch er war Unteroffizier gewesen wie die andern, auch er hatte Frau und Kinder und ein spärliches Gehalt. Aber er trat fest auf wie ein Mann, der sich dessen nicht schämt, was er zu tun willig ist. „Es ist eine Gottesschande“, sagte er, „daß so ein gelehrter und tüchtiger Herr unter gemeinen Halunken im Zuchthaus sitzt. Ich würde ihm selbst heraushelfen, wenn ich nicht für Frau und Kinder zu sorgen hätte.“ Wegen dieser Sorge glaubte Schurz ihn beruhigen zu können, Brune erbat sich drei Tage Bedenkzeit. „Nach Ihrer Sprache sind Sie ja ein Westfale“, sagte Schurz beim Abschiede. „Ja, bei Soest zu Hause.“ „Dann sind wir“, fuhr Schurz fort, „ja nicht entfernte Nachbarn, ich bin Rheinländer. In drei Tagen also, Landsmann.“ Die drei Tage wurden Schurz lang, aber als er danach Brune widertraf, sagte dieser: „Ich glaube, es wird gehen.“ Schurz hätte ihm um den Hals fallen mögen vor Freude.

In der Nacht vom 5. auf den 6. November würden die Nachtwachen so sein, daß Brune sich die nötigen Schlüssel verschaffen könnte, um Kinkel an das Tor des Gebäudes zu bringen. Nun eröffnete er Brune, daß ihm eine Summe Geldes zur Verfügung

Ich bin unglücklich, sagte Brune

Jetzt galt es in Spandau zu handeln. Am 4. November verabschiedete sich Schurz von Dr. Falkenthal, um mit Brune die genauen Einzelheiten zu besprechen. Brune hatte noch eine Sorge. „Wenn morgen nacht nicht alles gut geht, was wird dann aus meiner Frau und meinen Kindern? Wenn Sie die Sache richtig bedenken, werden Sie selbst einsehen, daß das Geld in den Händen meiner Familie sein muß, ehe ich meinen Kopf wage.“ Schurz versprach zu tun, was möglich sein würde. Noch in der gleichen Nacht konnte er Brune sagen: „Morgen abend um fünf werde ich Ihnen das Geld in Ihre Wohnung bringen.“ Brune schwieg zunächst, dann sagte er aufatmend: „Ich hätte es auch so getan. Morgen um Mitternacht ist Ihr Freund Kinkel ein freier Mann.“ Die Nacht über blieb Schurz in Spandau, den größten Teil des Tages war er mit Krüger, Leddihn und Poritz zusammen und sprach mit ihnen die Einzelheiten des geplanten Unternehmens durch. In der Dunkelheit packte er das Geld in eine kleine Zigarrenkiste, dann überbrachte er es Brune, den er in seiner ärmlichen, aber sauberen Stube allein antraf. Beide sahen dem Gelingen des Planes mit guter Zuversicht entgegen. Das Zuchthaus, ein kasernenartiger Bau, von allen vier Seiten mit Straßen umgeben, lag mitten in der Stadt. Im zweiten Stockwerk über dem Erdgeschoß war Kinkels Zelle. Die Zelle war durch ein Lattengitter in zwei Abteilungen geteilt, in der einen stand Kinkels Bett, in der anderen mußte er während des Tages seine Arbeit tun. Die Tür zwischen den beiden Abteilungen wurde abends verschlossen. Aller Schlüssel, deren er bedurfte, glaubte Brune sicher zu sein. Teils besaß er sie in Duplikaten, teils hoffte er sie aus einem Spind entnehmen zu können, in dem sie über Nacht aufbewahrt wurden. Er wollte dann Kinkel aus der Zelle holen, ihn die Treppe herunter geleiten und an den Torweg führen. Daß der Weg auf dem oberen Stockwerk an dem Wärter Beyer vorbeiführte, der hier Nachtwache hatte, darin sah er keine Schwierigkeit. Im Gasthause Krüger lagen Kleider bereit, die Kinkel anlegen sollte, um dann mit Schurz zusammen in Hensels Wagen sich auf den Weg zu machen. Kinkel wurde erst am Abend des 5. November von Brune verständigt, daß etwas für ihn unmittelbar im Werke sei.

Einige handfeste Leute standen an den Ecken zur Hilfe bereit im Falle der Not, auch Schurz war hinreichend bewaffnet.

Aber es sollte zu alledem nicht kommen. Kinkel kam nicht, nur Brune kam. „Ich bin unglücklich“, sagte er, ich habe alles versucht, es ist mißlungen. Die Schlüssel wa-

„Herr Professor, Sie sollen heraus, und wenn es mich das Leben kostet“

Es war eine traurige Fahrt der beiden, sowohl die Fahrt aus Spandau heraus wie die Fahrt nach Spandau zurück. „Fast wie ein Leichenzug“, sagte Schurz, so langsam und auch so traurig. Aber die Stimmung besserte sich, als Schurz von Gastwirt Krüger hörte, es sei alles ruhig geblieben. Er begab sich dann zu Brune, den er in seiner Stube antraf. Das Zigarrenkistchen mit dem Geld stand auf dem Tisch. Das Fehlen des Schlüssels, so hörte er, hatte eine ganz harmlose Ursache gehabt: der Inspektor Semmler hatte sie, anstatt sie in den Spind zu legen, aus Vergeßlichkeit in der Tasche mit nach Hause genommen. Schurz faßte neuen Mut. Brune hatte noch mehr Mut. „Wir können warten“, sagte er, „ich habe mir heute die Sache bedacht, bei Gott, es ist eine Schande, daß der Mann da noch einen Tag länger sitzen soll. Ich will versuchen, ihm diese Nacht herauszuhelfen, wenn er Mut zu einem halsbrecherischen Stück hat.“ Erstaunt fragte Schurz: „Was —? Diese Nacht?“ Er hatte richtig gehört. Der Beamte, der in der kommenden Nacht auf dem oberen Stockwerk die Wache habe, sei krank geworden und er, Brune, habe sich erboten, den Dienst für ihn zu versehen. So könne er Kinkel ohne Schwierigkeit auf den Söller bringen und ihn dann mit einem Seil aus der Dachluke auf die Straße hinunterlassen. Die Zellschlüssel würde er diesmal gewiß an dem ordnungsmäßigen Platz finden. Schurz ging auf den Plan ein und übernahm es, das erforderliche Seil zu besorgen.

In der Mitternachtsstunde würde er dann in der Türnische eines gegenüber liegenden Hauses stehen und zu den Dachluken des Gebäudes hinaufblicken. An die Fahrkolonnen konnte bei der Kürze der Zeit nicht gedacht werden, aber Hensel würde bereitstehen, von Spandau ab so weit zu fahren, wie seine Pferde laufen könnten. Der nächste Freund, auf dessen Hilfe sie rechnen konnten, wohnte in Neustrelitz. So war wieder alles aufs beste vorbereitet, und doch schien es, als solle wieder im letzten Augenblick der Plan mißlingen. Brune trat mit einer Laterne in Kinkels Zelle und flüsterte ihm durch das Lattengitter zu: „Schnell auf, Herr Professor, jetzt sollen Sie heraus.“ Er hatte die Schlüssel zu der Zelle gefunden, aber als er den dritten Schlüssel zu dem Lattengitter ansetzte, paßte der Schlüssel nicht. Einen Augenblick standen Kinkel auf der einen und Brune auf der andern Seite des Lattengitters einander ratlos gegenüber. Da ergriff Kinkel mit der Kraft der Verzweiflung eine der Latten und suchte sie loszubrechen. Umsonst. Auch Brune versuchte es vergeblich. „Herr Professor“, sagte er dann, „diesmal sollen Sie heraus, und wenn es mich das Leben kostet.“ Er verließ die Zelle und kehrte mit einer Axt zurück. Ein paar wuchtige Schläge, und es entstand eine Oeffnung, durch die sich Kinkels breitschultriger Körper hindurch zu zwingen vermochte. Die Axtschläge hatten niemand im Hause alarmiert, alles blieb ruhig.

Unbemerkt gelangten Kinkel und Brune auf den Söller und an die Dachluke, aus der nun die gefährliche Luftfahrt von etwa 60 Fuß Höhe unternommen werden mußte. Schurz hatte sich vorher für Kinkels Mut verbürgt. „Was wagt ein Gefangener nicht für seine Freiheit!“ Aber Kinkel gestand doch später, ihn habe ein schwindelndes Grauen erfaßt, als er von oben auf die tief unten liegende

ren nicht im Spinde. Kommen Sie morgen zu mir und holen das Geld wieder.“ — Es war eine große Enttäuschung. Nun standen die Wagen bereit bis tief in Mecklenburg hinein, Schurz und Hensel machten sich auf, sie aufzubestellen. Ein Fahrer sagte es dem anderen weiter.

Straße geblickt habe und dann auf das dünne Seil, das ihn tragen sollte. Als er eben die Fahrt angetreten hatte, folgten ihm Dachschiefer und Mauerziegel, die das Seil gelöst hatte. Sie trafen ihn zum Glück nicht, aber sie verursachten ein gefährliches Gepolter. In dem selben Augenblick kam Hensels Wagen auf dem holprigen Pflaster herangerollt, da hörte man das Geräusch der fallenden Ziegel nicht mehr. Das Seil hatte Kinkels Hände furchtbar zerschunden, aber sonst langte er gut auf der Straße an, von seinem Freunde Schurz empfangen. „Es war mein Freund, und da stand er lebendig auf seinen Füßen!“ — „Das ist eine kühne Tat!“ war das erste Wort, das Kinkel zu dem Freunde sprach. „Gott sei Dank!“ erwiderte dieser, „nun schnell das Seil ab und dann fort!“

Im Gasthof Krüger legte Kinkel die für ihn bestimmten Kleider an, und bald sprangen die Freunde in Hensels Wagen und

So harmlos waren die mecklenburgischen Ruderer nicht

Von der rühmlichen Gastfreundschaft, die Brockelmann seinen Gesinnungsfreunden zuteil werden ließ, sollte ich eine geringfügige Einzelheit nach 75 Jahren ganz gelegentlich erfahren. Man kann sie nicht bei Schurz erwarten, sie ist auch in Begriff, vergessen zu werden, aber sie ist es wert, daß die Erinnerung sie festhält.

Im Jahre 1926 hatte ich den Landwirt Hans Peters aus Berchum an der Lenne mit Helene Dahlhaus von Ober-Bolsenbach bei Halver zu trauen. An der Hochzeitsfeier nahm der 65jährige Vater des Bräutigams Landwirt Christian Peters aus Berchum teil. Er erzählte mir, daß sein Stamm und Name nicht von alters her an der Lenne bodenständig, sondern daß sie von der Ostsee her und zwar aus Rostock gekommen seien. Dort habe sein Vater im Dienste des reichen Kaufherrn Brockelmann gestanden. In dieser Stellung habe er dann einst die beiden Freiheitskämpfer Kinkel und Schurz — „wenn Sie die kennen“, fügte er für mich hinzu — auf ihrer Flucht nach England mit an das Schiff gerudert, das sie weiter befördern sollte. Dafür sei dann sein Vater, wie auch die anderen Ruderer, mit einer Freiheitsstrafe belegt worden.

Nun kannte ich zwar Kinkel und Schurz wohl, wußte auch von ihren Schicksalen und ihrer Flucht, aber ich konnte mir nicht denken, wie harmlose junge Leute, die vielleicht gar nicht einmal wußten, wer die waren, die sie ruderten, dafür bestraft sein sollten. Als ich dann aber das Nähere darüber bei Schurz nachlas, war mir die Erzählung des Herrn Peters verständlich und glaubhaft. Brockelmann, so berichtet Schurz, konnte, indem er uns sein Haus als Zufluchtsort anbot, wohl sagen, daß er Arbeiter genug habe, die sich auf seinen Wunsch im Notfalle für uns schlagen und unser Asyl lange genug halten würden, um uns Zeit zum Entweichen zu geben. Als es dann an einem frostigen Sonntagmorgen zu der Segelfahrt kam, erfolgte diese unter bewaffneter Begleitung. Die Rostocker Freunde hatten dafür zuverlässige Leute ausgesucht und hatten sie so stark gemacht, daß sie „einem nicht ungewöhnlich mächtigen Angriff der Polizei hätten widerstehen können.“ Diese Worte gebraucht Moritz Wiggers.

fuhren mit ihm davon. Vorsichtigerweise schlugen sie die Richtung nach Hamburg ein, um etwaige Verfolger irrezuführen. Aber bald hatten sie die Berlin-Strelitzer Chaussee erreicht, um in dieser Richtung weiterzufahren. In scharfem Trabe fuhren sie durch die Novemberrnacht dahin, es konnte ihnen gar nicht schnell genug gehen. Aber die armen Pferde waren in Gefahr, zusammenzubrechen. Bei Tagesanbruch erreichte man den ersten mecklenburgischen Grenzpfahl. Mühsam kamen sie über Dannenwalde und Fürstenberg nach Strelitz, wo der Stadtrichter Petermann sie als treuer Freund und Beschützer aufnahm. Hier trennte man sich von dem braven Hensel, ein Wagen mit frischen Pferden beförderte die Eilenden weiter. Petermann begleitete sie bis in die Nähe von Rostock. Hier übernahm Moritz Wiggers die weitere Fürsorge, indem er die beiden Freunde in einem Gasthause in Warnemünde einquartierte, Kinkel unter dem Namen Kaiser, Schurz als Hensel. Am andern Morgen kam Wiggers und sagte ihnen, sein Freund Ernst Brockelmann wolle die beiden auf einem seiner eigenen Schiffe fahren, bis dahin sollten sie in Brockelmanns Hause zu Gast sein. Mit großer Herzlichkeit wurden sie hier aufgenommen, als wären sie längst alte Freunde. Dann ließ Brockelmann einen Schoner mit einer Ladung Weizen für England bereit machen, der die beiden Freunde mitnehmen sollte. Am 17. November, einem Sonntag, sollte die Fahrt beginnen.

In zwei Booten ruderte man über die Bucht nach dem Ankerplatz der „Anna“, jenes Schiffes, das die Fahrt auf die hohe See fortsetzte. Dort übergab Herr Brockelmann die beiden Reisenden dem Kapitän des Schiffes und bat ihn, sie mit nach Newcastle zu nehmen. Unter den hier erwähnten Ruderern ist also auch Peters gewesen. Sie haben die beiden Freiheitskämpfer mit auf den Weg gebracht und haben dafür dann eine Freiheitsstrafe bezogen. In der Familie des Landwirts Christian Peters, der 1937 gestorben ist, war dieses Erlebnis des Vorfahren inzwischen vergessen¹⁴⁾. Seine Nachkommen, an die ich mich wandte, kannten es nicht und hörten es von mir zum ersten Male.

- 1) Kaufmann, P. Johanna Kinkel. Berlin 1931. S. 3f.
- 2) Bollert, M. Gottfr. Kinkels Kämpfe um Beruf und Weltanschauung. Bonn. 1913. S. 7 ff.
- 3) Ritschl, O. Die Evangel.-theologische Fakultät zu Bonn. Bonn 1919. S. 23 ff.
- 4) Gr.-Dresselhaus in „Familiengeschichtl. Blätter“ 1926, S. 166 f.
- 5) Rottmann, Fr. Chronik der Kirchengemeinde Lüdenscheid. Lüdenscheid 1861, S. 40. (vom Berg), Geschichte der Evangel. Kirchengemeinde Lennep. o. J. S. 221 ff.
- 6) Schurz, C. Lebenserinnerungen. Bd. I. Berlin 1920, S. 116 ff. Ferner: Schulte, Volk und Staat, Westfalen im Vormärz 1954. Sauerländer W. Das politische Leben in Lüdenscheid. 1848—50, 1960.
- 7) Presbyterium Müsen. Von Kindelsberg und Martinshardt. 1927. S. 316 ff. 444 ff.
- 8) Schurz, Lebenserinnerungen. S. 175 ff.
- 9) Schurz, S. 223 ff.
- 10) Gebhardt, Deutsche Geschichte. Bd. 2, 1913, S. 619.

Quellen und Literatur:

- Kirchenarchiv Halver.
Bollert, G., Gottfr. Kinkels Kämpfe um Beruf und Weltanschauung. 1913
Sauerländer, W., Das politische Leben in Lüdenscheid 1848—50, 1960.
Schulte, W., Volk und Staat, Westfalen im Vormärz. 1954
Schulte, W., Fritz Anneke. Dortmunder Beiträge. 1960
Schurz, Karl, Lebenserinnerungen. Berlin 1920.
Von Kindelsberg und Martinshardt, 1927, herausgegeben vom Presbyterium Müsen. Darin: Kinkel-Briefe.